



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zwei Emigrantengeschichten

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

bringt! Dort herrscht auch noch Treue und Glauben: Haus, Stube, Vorratskammer, Kisten und Kasten sind in der Regel unverschlossen. Kommt hin und wieder einmal ein Diebstahl vor, so ist der Schuldige gewöhnlich kein Westfale. Doch läßt Rolevinsk durchblicken, daß im Laufe der Zeiten die alte gute Sitte langsam schwinde: nach der Mitteilung einer alten Dame, sagt er, habe man zu der Zeit von deren Großeltern weder Brief noch Siegel gekannt, und alle Rechtsgeschäfte seien auf das bloße Wort hin abgeschlossen worden.

Es wurde schon hervorgehoben, daß die geographische Seite in Rolevinsk's Schilderung Westfalens durchaus nicht zufriedenstellend ausgefallen ist; bei näherem Zusehen wird man auch finden, wie wenig seine der Volkskunde gewidmete Darstellung Anspruch auf Vollständigkeit machen kann, wie manches der Forscher heute schmerzlich vermißt. Aber daraus darf man billig dem Verfasser keinen Vorwurf machen. Er will ja seinen lieben Landsleuten nur eine bescheidne Gabe darbringen, will ihnen zeigen, wie herzlich er, der Mönch in seiner fernen, einsamen Zelle, der Heimat zugetan ist, will raten, helfen und bessern. Im übrigen aber sind seine lebensvollen Ausführungen tatsächlich ein so schätzbarer Beitrag zur Volkskunde, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Westfalens am Ende des Mittelalters, daß man dem Verfasser des für jene Zeit in seiner Art geradezu einzigen Werkes zu lebhaftem Danke verpflichtet ist.



Zwei Emigrantengeschichten



ie Mitwelt und die Nachwelt haben den französischen Emigranten der neunziger Jahre des vorvorigen Jahrhunderts vielfach Unrecht getan. Man hat es bei der Beurteilung der Gründe, die damals so viele Franzosen bestimmt haben, ihr Vaterland zu verlassen, nicht für der Mühe wert gehalten, sich in die Lage derer zu versetzen, die mit einemmal den Umsturz alles bisher Bestandnen vor sich sahen und sich nicht überzeugen konnten, daß dieser Zusammenbruch etwas Unwiderrufliches sei. Zu weit darf man ja auch mit der Entschuldigung dieses erklärlichen Irrtums nicht gehn, und es ist gut, sich daran zu erinnern, daß aus der kurzichtigen und an dem Überlieferten hängenden Menge überlegne Geister und umsichtige Persönlichkeiten hervorragen, die, das Unrettbare der Verhältnisse erkennend, sich dem Neuentstehenden, in der Entwicklung Begriffnen mit hellem Blick und richtigem Verständnis zuwandten. Auch die Anhänglichkeit an das des Thrones beraubte Königshaus und an den feudalen, überaus verrotteten Rahmen der damaligen Gesellschaft wurde durch die Mißerfolge des Regimes in den Herzen vieler so gründlich ausgerottet, daß sie sich entweder wie Mirabeau an die Spitze der gesamten auf Neuerung ausgehenden Bewegung stellten oder ihr, wie unzählige andre, aus Gewinnsucht, Ehrgeiz oder Bequemlichkeit folgten. Daß wir der französischen Revolution geistige und soziale Erbschaften verdanken, die keiner von uns Nachgeborenen missen möchte, steht fest; ebenso wenig kann über die Unhaltbarkeit der zum Sturz gekommenen Sitten, Anschauungen und Einrichtungen ein Zweifel herrschen. Aber den Einzelnen, der damals ohne rechten Einblick in die Verhältnisse darüber Entschließung fassen mußte, wie er sich der Revolution und deren Folgen gegenüberstellen

wollte, können wir in Gerechtigkeit und Billigkeit auf keine andre Weise beurteilen, als indem wir uns an seine Stelle setzen und uns vergegenwärtigen, was für ein Urteil ein Mensch, der die Anschauungen und die Gefühle der ihn umgebenden Kreise teilte, haben konnte, und wie er, wenn er seinem Zeitalter nicht voraus war, was man ja von niemand verlangen kann, über die Beseitigung des Königtums und der von ihm getragenen und andererseits ihm als Stütze dienenden Stände denken und fühlen mußte.

Und da müssen wir bekennen, daß es keineswegs unerhört erscheint, wenn ein Mitglied des damaligen Adels oder der sonst herrschenden Klassen von der Umsturzpartei ungefähr so dachte, wie wir heutzutage von der sozialdemokratischen denken, und daß es das Heil des Landes von einer bewaffneten Dazwischenkunft des Auslands erwartete. Von Recht und Moral soll und kann dabei nicht die Rede sein, denn die Mißwirtschaft der letzten Jahrzehnte war so arg gewesen, daß weder das Königtum, noch der Adel, noch die Priesterschaft, noch der größte Teil der höhern Beamtenwelt auf Schonung, geschweige denn auf Unterstützung Anspruch hatte. Ebensowenig sollen die völlig unerwarteten Siege und Erfolge der jungen französischen Republik, die sie der Begeisterung und dem Opfermuth des Volks wie dem Genie Bonapartes verdankte, ohne weiteres als beklagenswerte Fügungen, als Kalamitäten des Völkerlebens hingestellt werden, denn auf friedlichem Wege wäre die unter allen Umständen nöthige Umgestaltung der sozialen und politischen Verhältnisse Europas nicht möglich gewesen. Aber vom rein politischen Standpunkt aus, mit andern Worten, wenn man sich fragte, was eine Intervention der mit dem Königshause verwandten oder ihm geneigten gekrönten Häupter für eine Chance hatte, so konnte man weder den Mißerfolg der stehenden Heere, noch die beispiellosen durch das Volksaufgebot und eine geniale Kriegsführung errungenen Siege voraussehen. Ich mache zum Beispiel kein Hehl daraus, daß ich mich aller Wahrscheinlichkeit nach unter den Kurzsichtigen und deshalb in den Reihen der Emigranten befunden haben würde. Daß weder die Volksversammlungen noch die französischen Geschichtsschreiber diesen Standpunkt gelten lassen, noch ihm, wenn auch widerwillig, gerecht werden, ist menschlich. Die Phrase, deren man sich in den Konventen bediente, und die auch in vielen Geschichtswerken erhalten muß, ist die, daß dem Franzosen das Vaterland — das war die Republik und sogar eine Zeit lang die Schreckensherrschaft — über die Interessen des Königtums und des eignen Standes habe gehn müssen.

Das läßt sich hören, aber man darf dabei doch nicht vergessen, daß den führenden Klassen ein objektives Urteil und opferfreudige nationale Gesinnungen durch das Funktionieren der Ausnahmegerichte und der Guillotine einigermaßen erschwert und getrübt wurden. Wer nicht sicher war, ob ihm der Sieg der vaterländischen Gesinnung in seinem Herzen für voll angerechnet, und ob er nicht vielmehr wegen seines Namens, seines Titels, seiner Verwandtschaft, seiner Vergangenheit als verdächtig eingezogen, verurteilt und brevi manu hingerichtet werden würde, für den war es natürlich, daß er mit seinem baren Gelde, seinen Pretiosen und möglichster Beschleunigung die Landesgrenze zwischen sich und die „blutige Witwe“ zu bringen suchte, auch wenn er weder den Wunsch noch die Hoffnung hegte, daß fremde Armeen die seines Vaterlands besiegen und einen Spross des Königshauses mit Gewalt wieder auf den Thron setzen möchten.

Man findet auch, daß man in den Nachbarländern die Berechtigung einer solchen Anschauung und der durch sie hervorgerufenen Handlungsweise durchaus anerkannte. Nicht bloß die mit den Bourbonen verschwägerten Häuser Habsburg und Wettin haben die Partei der Vertriebenen ergriffen: diese fanden auch an Preußen, an den geistlichen Kurfürsten und an einigen Reichsstädten einen anfänglich mit größerer, später mit geringerer Bereitwilligkeit gewährten Rück-

halt. Wenn diese anfänglich gezeigte Bereitwilligkeit mehr und mehr nachließ, so war das zwar in erster Reihe durch die militärischen Erfolge der jungen Republik veranlaßt, aber es kann nicht geleugnet werden, daß auch das Auftreten der Emigranten im Auslande, von den Grafen von Provence und Artois herab bis zu dem bescheidensten Chevalier, das Seine dazu beigetragen hat, die Emigranten und mit ihnen die Sache der Emigration bei allen Klassen des deutschen Volks mißliebig zu machen. Man braucht die Memoiren des achtzehnten und des ersten Jahrzehnts des neunzehnten Jahrhunderts nur oberflächlich zu studieren, daß man sich überzeugt, es hätte nicht anders kommen können. Mit einzelnen edeln und auf unsre Teilnahme in jeder Weise Anspruchs machenden Ausnahmen war die französische Gesellschaft außer Rand und Band, und ihre Oberflächlichkeit, ihre Genußsucht, zum Teil sogar ihre sittliche Verkommenheit traten natürlich doppelt klar und verlegend zutage, als sich die mitgebrachten Mittel und Vorräte zu erschöpfen angingen, und als zu der Haltlosigkeit von Leuten, denen es nur um Außerlichkeiten und den augenblicklichen Genuß zu tun war, noch Armut, Elend, Krankheit hinzukamen, und der berühmte Versailler Vernis — vernis Martin würde besser gehalten haben — unter deren zerstörendem Einflusse mehr und mehr zu springen und abzubrockeln begann.

Der Zufall hat gewollt, daß mir in den letzten Tagen hintereinander zwei vortrefflich geschriebne geist- und gemüthvolle Bücher in die Hände gekommen sind, die sich beide mit Emigranten und deren Schicksalen in deutschen Landen beschäftigen und auch abgesehen von ihrem kulturhistorischen Inhalt mit Rücksicht auf die psychologisch fein erfundenen und empfundenen Geschichten jedem Leser, dem es nicht ausschließlich um das Sensationelle zu tun ist, als gute und reizende Lektüre empfohlen werden können. Wenn es dem Grunowschen Verlage, wo sie erschienen sind, darum zu tun gewesen wäre, ein paar einander gegenseitig ergänzende und trotz aller Verschiedenheit vorzüglich zueinander passende Pendants herauszugeben, hätte er keinen glücklichern Griff tun können, als mit diesen beiden Büchern. Das eine von ihnen: *Vergangenheit*, hat die in der Schilderung Hamburger und Altonaer Verhältnisse einzig dastehende Charlotte Niese zur Verfasserin, das andre, den Marquis von Marigny, verdanken wir der geistreichen Feder des ebenso wie Charlotte Niese dem deutschen Leserpublikum durch frühere Meisterwerke wohlbekannten Julius R. Haarhaus.

Die Behauptung, daß die genannten Bücher gutgewählte Pendants und doch durchaus verschieden seien, ist nicht aufs Geratewohl aufgestellt. Pendants sind sie nicht bloß darum, weil sie es beide mit Emigrantenschicksalen zu tun haben, sondern namentlich deshalb, weil beide mit einem leichten, anheimelnden Humor geschrieben sind, mit dessen Hilfe man sich von den Schrecknissen und dem Kampf ums Dasein so vieler anderer Romane ein wenig erholt: gerade jetzt in der Weihnachtszeit, wo man seines bißchen Lebens froh zu werden wünscht, eine unschätzbare Eigenschaft. Dabei haben sie beide, obwohl man sich dabei an der spielenden Erfindungsgabe der Verfasser ergötzt, den Vorzug, wahrscheinlich zu sein und uns Personen vorzuführen, von denen man schon in Memoiren oder Literaturgeschichten gelesen hat. Die Emigrantin, die in „*Vergangenheit*“ eine Hauptrolle spielt, ist die bekannte Gräfin Genlis, die Erzieherin Louis Philipps und seiner Geschwister, der Emigrant ein Marquis von Marigny, der uns als Kammerherr Ludwigs des Sechzehnten und als geistiger Urheber einer Reihe ideal verstandner Küchenrezepte vorgestellt wird.

Aber während „*Vergangenheit*“ in Altona und Hamburg spielt, ist Koblenz der Schauplatz der Haarhausischen Erzählung, und während in dieser die Familie und der Bekanntenkreis des Emigranten die eigentlichen Helden und Heldinnen liefert, interessieren uns in „*Vergangenheit*“ in erster Reihe ein deutsches

Liebespaar, deutsche Literaten, deutsche Bürger und last, not least ein Övelgönner Bootsjunge, Fite Rink, den nur Charlotte Niese — unsre Charlotte, wie wir sie bisweilen unter der Hand mit freventlicher Vertraulichkeit zu nennen wagen — so treffend, so possierlich, so rührend darstellen konnte.

Wenn für mich viel darauf ankäme, sagen zu können, welches von beiden Büchern mir die meiste Freude gemacht hat, welchem von beiden ich den Vorrang geben möchte, so wäre ich in der größten Verlegenheit, denn es geht mir mit diesen beiden Büchern wie dem Manne, der Wein probierte, mit den beiden ihm vorgesetzten Sorten: von denen war allemal die zuletzt geschmeckte die beste, und damit mir nicht das Schicksal des Weinkosters zuteil werde, den sie hatten nach Hause tragen müssen, ohne daß er mit sich darüber ins reine gekommen war, welcher nun eigentlich von beiden Weinen der aller=allerbeste war, will ich die beiden Bücher einzeln vornehmen und es dem Leser überlassen, mir, wenn auch er sie gelesen haben wird, seinen Geschmack mitzuteilen. Darin wird er wohl mit mir übereinstimmen, daß gute Weine kosten und gute Bücher lesen ein Vergnügen ist, das man nie satt bekommt. Wenn es sich um Sauerlinge handelt, ist es freilich etwas andres, aber der Furcht vor Sauerlingen enthebt uns in diesem Falle schon die Marke. Da uns „Vergangenheit“ nach Norddeutschland führt, so trinken wir da aus bester Quelle bezognen Bordeaux, Schatoh Langfort, während uns mit dem Marquis von Marigny eine feine Bowle von Moselwein und echtem Schlampagner vorgesetzt wird. Aber nicht bloß seine Keller-, sondern auch seine Küchenkenntnisse kann man bei beiden Büchern nützlich erweitern: in „Vergangenheit“ werden die Geheimnisse des Back-, im „Marquis von Marigny,“ der ein doppeltes Cordon bleu ist, die des Bratofens enthüllt. Wo fände man für die Weihnachtszeit etwas Geeigneteres? Das Wasser läuft einem bei den Beschreibungen im Munde zusammen, und man kann die Ankunft des Knecht Ruprechts mit seinem Sack voll Süßigkeiten und Delikatessen kaum erwarten.

Nachdem so dem Nebensächlichen Rechnung getragen ist, kommen wir zur Hauptsache: zur Schilderung der Personen und Ereignisse, die in beiden Büchern mit gleicher Meisterschaft geleistet ist, obgleich man keine drei Zeilen des einen Buchs in das andre versetzen könnte, ohne daß jedermann ausrufen müßte: Der Fled paßt nicht zur Hose.

Mit „Vergangenheit“ anzufangen, denn es ist das zuerst erschienene Werk, und den Damen gebührt ja ohnehin der Vortritt, so ist hier Kaspar Hinrich Birkenfeld, der Sohn der reichen Madame Birkenfeld in Neumühlen, die nebst den Damen Reimarus und Sieveking in der Hamburg=Altonaer Gesellschaft la pluie et le beau temps macht, das Pivot, um das sich alles dreht. Er ist mit Ludmilla Diederichs verlobt, aber man ersieht aus einigen Andeutungen, daß das, was sich mit dieser Verlobung angebahnt hat, eine Konvenienzheirat sein wird; denn während Kaspar Hinrich und dessen Mutter von der echten Sorte sind, werden uns die Geldproze Madam Diederichs und deren Tochter, die in komischster Weise etwas snobby ist, als Ware zweiter Güte geschildert. Die wahre Liebe und Leidenschaft entbrennt in dem Herzen des jungen Mannes erst in dem Augenblicke, wo er die Bekanntschaft von Regina Pappeliuss, einem Engel in Menschengestalt, macht, und sie ist es auch, die er am Ende heimführt, nachdem die Verlobung mit Fräulein Diederichs bei Gelegenheit der die romantische Beigabe des Buchs krönenden großen Katastrophe — der Auf=erstehung des todtgeglaubten Vaters Birkenfeld — mit einem großen Krach zurückgegangen ist.

Der Vater Pappeliuss, ein anspruchsloser Magister und Philosoph, der in seiner Bescheidenheit immer mit sicherem Gefühle das Rechte trifft und durch eine Menge beigegebener Züge wahrhaft erheitend wirkt, ist eine köstliche Figur;

auch seine Schwester Metta Papperlein, eine Putzmacherin, die das Privileg hat, die Staatshauben für die Hamburg-Altonaer *haute-volée* und für „bessere“ Leichen zu fertigen, und die für einen äußerst komischen Bäckermeister, der sie vor Jahren unmittelbar nach ihrer Konfirmation in werbender Absicht umarmt und geküßt hat, schwärmerisch und hoffnungsvoll empfindet, erscheint einem ganz aus dem Leben gegriffen, *prise sur le vif*, wie der Franzose sagt. Sie ist altjüngferlich und hat an ihrem Bruder, dem Magister, der trotz seiner moralischen Gebiegenheit und wahrscheinlich wegen seiner allzugroßen Bescheidenheit in der Welt nicht recht vorwärts gekommen ist, immer allerhand anzusetzen, obgleich ihr Busen für ihn und dessen Tochter, die schöne und gute Regina, den schon erwähnten Engel in Menschengestalt, die anhänglichsten und zärtlichsten Gefühle birgt. Der Magister — er hat seinen Namen Papperlein auf fremdes Zureden latinisiert und bewohnt in Altona ein winziges Häuschen der Papagojenstraße — betet bewundernd alle literarischen Größen von weitem an, schreibt selbst an einem nie fertig werdenden Epos „Abraham und Sara“ und hält sich in bunter Reihenfolge die verschiedensten Haustiere: erst einen Kanarienvogel, der ihm davon fliegt, dann einen Laubfrosch, auf dessen wetterprophetische Gaben kein Verlaß ist, und schließlich einen Igel, der durch sein völlig unmotiviertes Verschwinden und sein späteres rätselhaftes Wiederumvorscheinkommen recht in den sonderbaren aber anheimelnden, von Regina mit angeborener Grazie und feinem Hausfrauenverständnis geführten Hausstand des Magisters paßt.

In diese stillen Wässer sind, so wird uns erzählt, die französischen Emigranten hineingeplumpft wie der Stein in den Teich und haben alles in Unruhe und Bewegung gebracht. Herzoginnen und Marquisen, Grafen und Chevaliers, ein unheimlicher, sich überall breit machender Zuzug, dem es zwar nicht an Selbstbewußtsein und Lebensart, aber leider meist an den nötigen Subsistenzmitteln fehlt. Die Verfasserin schildert sie uns als durchweg bestrebt, ihr Brot auf die eine oder die andre Weise zu verdienen, und da man auch in Hamburg und Altona eine Vorliebe für neues und fremdes hatte, so hatte es nicht fehlen können, daß die neuangekommenen Gäste mit ihrem aufdringlichen Wesen dem einheimischen Gewerbebetriebe gefährlich geworden waren und für eine Zeit wenigstens den Eingebornen den besten Teil ihrer bisherigen Kunden entzogen hatten. Man fand, daß ein neuetablierter französischer Bäcker weißeres und feineres Brot buk als Mettas einstmaliger Verehrer, der dicke Bäckermeister Witig, ein anderer Franzose hatte eine Heldin des Buchs, die Botenfrau Zette Unverzagt, völlig verdrängt, und bei Mamsell Böhme, in einem Schulinstitut, wo mehr geprügelt als gelehrt wurde, hatte ein junger französischer Marquis, Gaston, der Sohn der Herzogin von Blavard, eine Stelle als Rechenlehrer gefunden; beiläufig gesagt, lehrte Regina Pappellius ebenfalls in diesem Institut, und auch Zite Rink hatte es eine Zeit lang besucht, war aber von seiner Mutter zu lohnenderer Arbeit angestellt worden, da er nur die Schiefertafel halten und abwischen gelernt hatte, und Mutter Rink, wenn es sich bloß um das Prügeln handelte, keiner fremden Beihilfe bedurfte. Mamsell Böhme, die wir leider nicht näher kennen lernen, liegt, als zuerst von ihr die Rede ist, schon krank danieder: sie stirbt kurz darauf und wird, nachdem ihr eine bei Metta Papperlein auf Lager hängende Staatshaube aufgesetzt worden ist, feierlich beerdigt; sie verläßt jedoch den Schauplatz ihrer einstigen Wirksamkeit nicht ganz, sondern erscheint da und dort als Gespenst, ein Erscheinen, das man in der dortigen Gegend als Spöckeln bezeichnet. Namentlich ist sie dem Gastwirt Christian Pflock, an dessen Tafel sich die feinsten Leute der Stadt und der Umgegend zu treffen pflegen, lebend und tot unbehaglich. Lebend, weil ihr Tod einem verabredeten Gänsechmaus hinderlich zu werden droht, tot, weil der Gastwirt, der sich in frühern

Zahren um ihre Gunst beworben hatte, in der steten Angst lebt, sie werde, da sie spötle, ihn nach ihrem Tode auffuchen und ihm wegen seiner Wortbrüchigkeit Vorwürfe machen. Des Gastwirts Tochterlein, die liebliche Juliane, ist zwar mit Claus Clausen, dem Sohn eines reichen Fuhrherrn in Ikehoe, verlobt, aber das hält sie nicht ab, mit jedem jungen Fremden, der sich im Hause sehen läßt und nach ihrem Geschmack ist, anzubändeln, weil sie gern Schmeicheleien und zärtliche Versicherungen hört.

Außerordentlich starken Antrah hat der junge Marquis von Blavard, denn es empfinden nicht bloß Juliane Pfluck und Ludmilla Diederichs zärtliche Neigung für ihn, sondern er steht auch dem Herzen der Frau von Genlis, die als Demoiselle Clarke im Pfluckschen Gasthof inkognito lebt, ganz besonders nahe, obwohl er viel jünger ist als diese erfahrene Dame, der man allerhand Liebes- und andre Abenteuer nachsagte, und die ihn mon enfant nennt, aber von mehr als mütterlicher Zärtlichkeit für den jungen Landsmann erfüllt ist. Er hat bei seinem Erscheinen in der Altonaer Gegend sogleich damit begonnen, dem Bäckermeister Wigig, der in die Elbe gefallen ist, das Leben zu retten, und Zite Rink, aus dessen Boot der Bäckermeister ins Wasser gefallen war, hat auf eigne Verantwortung den ganz durchnässten und unbemittelten jungen Franzosen mit in das mütterliche Häuschen genommen: eine Eigenmächtigkeit, die nicht im Sinne der Mutter Rink gewesen war, und der junge Samariter war nur, dank der Menschenfreundlichkeit einer Nachbarin, der Mutter Braasch, vor einem völligen Fiasco bewahrt worden. Die brave Frau, „die immer im Bett lag, und wenn sie aufstand, nur Nachtjacke und Unterrock brauchte,“ hatte dem jungen Franzosen ihren ältesten Weidenwandrock und ein Umschlagetuch für — zwei Stunden geliehen. Der Franzose würde aber, wie uns versichert wird, vielleicht auch heute noch nicht trocken sein, wenn der aufopfernde Zite „den klammen Kerl,“ seinen Franschen, wie er ihn von nun an nennt, nicht aus den nassen Sachen ausgeschält und in sein eignes Federbett gepackt hätte.

Der Gräfin Genlis ist der junge Marquis, den seine drei Gönnerinnen nach Kräften mit Geld und Lebensmitteln zu unterstützen bemüht sind, ein für allemal durch einen schlechten Streich dieser Dame gründlich entfremdet worden. Er sucht allerorten nach seiner Mutter, der Herzogin von Blavard, die sich gleichfalls nach Deutschland geflüchtet haben soll, nachdem ihr Schloß auf Anstiften der Frau von Genlis geplündert und angesteckt worden ist. Nachdem der Sohn lange Zeit vergeblich nach der alten Dame gesucht hat, und von der Gräfin Genlis in unverantwortlicher Weise auf falsche Fährten gesetzt worden ist, da diese, von ihrem schlechten Gewissen gewarnt, ein Wiedersehen von Mutter und Sohn unter allen Umständen verhindern zu müssen glaubt, wird uns von einer geisteskranken alten Frau erzählt, die von Zite Rink, dem echten zweibeinigen Bernhardiner, auf der Straße gefunden und vorläufig bei einem alten Drachen, der Mutter Martens, untergebracht wird, wo der gute Magister Pappeliuss, der auf der Suche nach seinem durchgebrannten Zgel ist, ihrer ansichtig wird und sie, da sich Mutter Martens weigert, die mittellose Fremde länger zu behalten, mit sich nach Hause nimmt und in einem Dachstübchen seines kleinen Häuschens auf der Papagojenstraße ehrbar unterbringt. Natürlich ist die arme Frau niemand anders als die Herzogin von Blavard, Gastons Mutter. Sie erlangt ihr rechtes Bewußtsein, das sie bei dem Brand ihres Schlosses vor Schreck verloren hatte, erst wieder infolge eines Sturzes und der Kopfwunde, die sie sich dabei zugezogen hatte, und stirbt in den Armen ihres Sohnes. Diese Emigrantenepisode ist sehr geschickt mit andern und mit der Haupt-handlung, den Schicksalen der Birkenfeldschen Familie, durch viele die Wahrscheinlichkeit des Ganzen erhöhende Fäden verknüpft, und der Leser wird namentlich an dem koboldartigen, wenn auch freilich niemals recht einwandfreien Treiben der Gräfin Genlis, an den wiederholt mißglückenden, schließlich

aber doch bei Fette Unverzagt erfolgreichen Werbungen des Bäckermeisters Witzig und an dem mit seltner Virtuosität mehr angedeuteten als beschriebenen echt holsteinischen Charakter Claus Clausens, des Bräutigams und spätern Eheherrn der etwas gefallsüchtigen Juliane Pflöck, Gefallen finden. Auch das altväterische Treiben und die köstlichen, halb naiven, halb präziösen, immer aber den Nagel auf den Kopf treffenden Redewendungen des Magisters Pappelius werden ihm Vergnügen machen und ihm einen neuen Beweis von der merkwürdigen Begabung der Verfasserin geben, die es versteht, uns diese entschwindenden Zeiten durch eine Art schwer zu beschreibenden, aber immer von neuem entzückenden Zaubers wieder gegenwärtig zu machen.

Was aber die deutschen Hauptpersonen der Erzählung, die Birkenfelds und die Diederichsens, anlangt, so bringt das unerwartete Erscheinen des totgeglaubten und ganz aus dem Leim gegangnen Vaters Birkenfeld bei dem Birkenfeld-Diederichsschen Verlobungsfeste die Mutter Diederichs und deren etwas kühle, nur die Oberfläche der Dinge im Auge habende Tochter so außer Fassung, daß die Verlobung ohne weiteres am nächsten Morgen zurückgeht. Wenn man berücksichtigt, daß der gute alte Josias Birkenfeld, der mit einer Putzmacherin auf und davon gegangen und bei seiner Rückkehr in ziemlich trottelhafter Verfassung längere Zeit als vermeintlicher Ohm Lukas des jederzeit hilfsbereiten Fite Rink von diesem bewacht und gepflegt worden war, sich der in größter Gala versammelten Blüte der Hamburg-Altonaer Gesellschaft nicht viel anders als im Hemd produziert hatte, so kann man das Entsetzen der Diederichsschen Damen, denen es nur immer um das Außerliche und das qu'en dira-t-on? zu tun war, leicht begreifen. Für Kaspar Hinrich Birkenfeld ist der Rücktritt seiner Verlobten eine wahre Erlösung, und nach einigen sehr gut geschilderten Zögerungen und Schwierigkeiten läuft er an der Hand seines Engels, der reizenden Regina Pappelius, in den Hafen der Glückseligkeit ein.

Die Erzählung erscheint mir als Ganzes und in ihren einzelnen Teilen gleich gelungen. Wem es darum zu tun ist, einige Abende in der Gesellschaft guter oder doch nicht gar zu schlechter und dabei immer mit wohlthuendstem Humor von der spaßhaften Seite gesehenen und geschilderten Personen zu verbringen, der nehme „Vergangenheit“ zur Hand. Er wird es nicht bereuen. Von Fite Rink aber, der Mutter Rink, Peter Martens, der Mutter Martens und Fette Unverzagt wird er bekennen, daß nur eine Feder gerade für diese Art von Gestalten etwas so Treffendes, so natürlich humoristisches zeichnen konnte, die der Charlotte Niese.

Der besondere Zauber der Haarhausischen Schreibweise liegt in der Ironie, mit der er schildert und urteilt. Eine feine, gutmütige und geistreiche Ironie, die uns mit den Schwächen des Einen versöhnt und uns auf der andern Seite die Verhimmelung der Tugenden und Vorzüglichkeiten der Helden und Heldinnen erspart. Es spielt sich alles in einer molligen Warmbadtemperatur, 28 Grad Réaumur ab, und man hat gleich von vornherein das angenehme Gefühl, daß sich die Leute nicht gegenseitig die Zunge herausstecken und bei den Haaren kriegen werden; von Revolvern, Dolchen, Gift und Drosselschnur gar nicht erst zu reden. Haarhausens Leute haben ihre Mucken und ihre Sorgen wie wir alle, und wenn sie sich ein paar Monate nach Herzenslust abgehaspelt haben, kommt alles kurz vor Torfschluf noch ins Töpfchen, wo es kochen soll.

Eine solche behagliche Erzählung kann sich freilich nicht der erste beste leisten; er muß das Zeug haben zu unterhalten, Neues zu bringen, uns zu gewinnen, daß wir seine schalkhafte Anschauungsweise teilen, und die ganze Stimmung in einer nicht banalen Sphäre zu erhalten. Alles das vermag Haarhaus, und alles das leistet er. Man kann sich, wenn man sein Buch liest, vorstellen, daß man mit einem geistreichen, gemüthlichen, voll kleiner Schnaken und Schnurren steckenden Erzähler bei einem Glase Wein vor dem

Kamine sitzt, und daß man eine Geschichte zu hören bekommt, die sich so, wie er sie erzählt, jeden Tag ereignen könnte, und die einen doch entweder wegen der Art, wie sie erzählt wird, oder infolge andrer unfehlbar wirkender Geheimmittel so interessiert, daß man um keinen Preis aufstehn und seiner Wege gehn möchte, ehe sie zu Ende ist. Haarhaus ist trotz seiner Ironie so nachsichtig und gutmütig, daß man von ihm nicht einmal sagen kann: *ridendo castigat*; nein, *ridens pingit*, er erzählt und beschreibt lächelnd, und sein Lächeln ist das eines wohlwollenden, über dem Alltäglichen stehenden Mannes.

Der Marquis von Marigny ist eigentlich ein halber Narr, aber ein liebenswürdiger, und trotz seiner Sonderbarkeiten, Launen und Vorurteile ist er kein elender Egoist, sondern ein braver, warmherziger Mann, der es in der Regel nach einiger Zeit einsieht, wenn er sich verrannt hat, und seinen Irrtum dann auf einem Umwege wieder gut zu machen sucht. Er hat sich beim Ausbruch der bekannten Pariser Unruhen, wie die meisten seiner Bekannten, aus dem Staube gemacht, mehr um den Unbequemlichkeiten als den Gefahren des sich vorbereitenden Umsturzes aus dem Wege zu gehn. Für die eigentlichen Gefahren, von denen das Königtum, die Priesterschaft, der Adel und die Beamtenwelt bedroht waren, und für die gründlichen Umwälzungen, denen man entgegenging, fehlt ihm der Blick und das Verständnis. Seiner Meinung nach handelt es sich für ihn und seine einzige Tochter, die ihn begleitet — er ist Witwer —, nur um eine Spritztour von wenig Wochen: wenn der König das irgeleitete Volk wieder in das richtige Gleis zurückgeführt haben wird, werden er und seine Tochter zurückkehren, und es wird alles wieder sein wie vorher. Mademoiselle Marguerite, die in einem Kloster erzogen worden ist, und der man dort neben andern guten Regeln auch die der blinden Unterwerfung unter den väterlichen Willen eingeschärft hat, erscheint auf den ersten Blick überaus botmäßig und gefügig, so botmäßig und gefügig, daß einem dadurch die den Willen des Individuums grundsätzlich brechende klerikale Erziehung fast ein wenig verleidet wird. Aber die weibliche Nachgiebigkeit hat, wie man sehen wird, ihre Grenzen: sobald ein junger Mann und die allgewaltige Liebe zu ihm in Frage kommen, flattern alle guten Lehren im Winde, wie vom Sturm zerrissene Segel, das Steuer versagt, und das Boot folgt willenlos der unwiderstehlichen Strömung.

Die Ankunft des Marquis und seiner Tochter in Koblenz und ihre Verquartierung bei der Witwe Haslach, in den Mansarden des ihr gehörenden Hauses „Zum englischen Gruß“ entspricht ganz der Exposition eines Lustspiels, um nicht zu sagen einer komischen Oper. Man hat alles mitgebracht, was nach damaligen Begriffen für den Sport und die Toilette nötig war, und der alte Herr, der nicht bloß ein Feinschmecker, sondern, wie schon erwähnt worden ist, ein *cordon bleu* in kulinarischer Beziehung ist — in der ersten Gesellschaft von Frankreich und Italien bekanntlich eine geringere Seltenheit als bei uns in Deutschland — schickt sich, nachdem er der Form halber die Wünsche seiner Tochter gehört hat, an, ein *Filet à la Pompadour* herzustellen. Zu diesem, wie er behauptet, sehr einfachen Gericht, für das man nur eines Stückchens guter Rindsleber, einer oder zweier Hühnerlebern, einer Handvoll Perigordstrüffeln oder zur Not einiger Champignons bedarf, vermag Frau Haslachs Speisekammer nur Mehl, Salz, Eier, Butter und — gedörrte Zwetschen beizutragen; auch das Handwerkszeug, das nur aus ein paar Töpfen, einer Bratpfanne, einem Quirl und einem Reibeisen besteht, erscheint dem Marquis so lächerlich unzureichend, daß er die Vermutung ausspricht, „wenn man zu den Wilden von *Isle-de-France* oder Florida gekommen wäre, würde man mehr Zivilisation angetroffen haben, als diesen guten Deutschen eigen sei.“

In demselben Augenblick kommt ein an Mademoiselle Marguerite gerichteter Briefchen des ihr von der Vorsehung beschiednen, unwiderstehlichen jungen

Mannes an, der Henri von Villeroi heißt und sich als Gutsnachbar dem Vater und mehr noch der Tochter gegenüber einer gewissen Intimität erfreut. Er ist auch emigriert und soeben erst in Koblenz angekommen; man liest zwischen den Zeilen, daß er sich gesagt hat: Da Fräulein von Marigny in Deutschland ist, was soll ich in Frankreich? Er verheißt seinen Besuch für den morgenden Tag, und der Marquis „stellt unter Frau Haslachers staunenden Augen eine Omelette her, wie sie dem großen Montier, dem Leibkuchenchef des Königs, unter so erschwerenden Umständen sicherlich kaum besser gelungen wäre.“

Henri von Villeroi, an dem die Tochter nichts anzusetzen hat, ist dem Vater zwar als angenehmer Umgang, aber nicht als Freier seiner Tochter genehm. Er ist nicht vermögend, und die Familie von Villeroi ist ihm nicht vornehm genug. Die Beziehungen zwischen dem alten Herrn und dem Verehrer seiner Tochter, die anfänglich leidlich genug waren, trüben sich nur zu bald. Villeroi hat, was Politik anlangt, modernere Anschauungen als der Marquis, und nach einer Szene, bei der alle Schuld auf der Seite des Alters ist, würde es ohne die Dazwischenkunft Marguerites zum Zweikampf gekommen sein. Marigny verbietet Villeroi in verletzenden Ausdrücken das Haus.

Sonderbarerweise — und das ist für die sonnige Stimmung des Buches bezeichnend — gestaltet sich sogar eine tragische Episode, die durch den Kummer über die Trennung von Henri Villeroi veranlaßte Erkrankung Marguerites, im besten Sinne des Wortes komisch. Ein alter kurfürstlich trierischer Leibmedikus hat die in argem Fieber daniederliegende junge Französin aufgegeben. Damit es mit dem Sterben infolge von Entkräftung schneller gehe, hat er verboten, ihr Trank und Speise zu verabreichen. Durch ihr Herz und ihren gesunden Menschenverstand geleitet, sündigen Frau Haslacher und der Marquis, jedes ohne Vorwissen des andern, gegen die ärztliche Vorschrift, Frau Haslacher, indem sie der Kranken einen gefüllten Wasserkrug hand- und mündrecht hinsetzt, dem trostlose Vater, indem er die sterbende Tochter mit *Suprême* von jungen Tauben à la *Princesse Rohan* füttert. Da sich, wohl in der Hauptsache infolge der zugeführten Erfrischung und Stärkung, die Krankheit rasch zur Besserung wendet, sind beide Delinquenten auf ihr Wagnis stolz und legen einen besondern Wert darauf, die Rettung nicht dem Eingriffe des andern, sondern dem eignen verdanken zu wollen.

Nachdem sich Marguerite langsam erholt und den Unwiderstehlichen durch Zutun einer Freundin, der Baronin Gramont, in einem vorstädtischen Garten wiedergesehen hat, kommt es mit einemmal, da sich Villeroi als Miniaturmaler einiges Einkommen zu verschaffen imstande ist, zum Klappen. Der Marquis findet eines schönen Tages beim Zuhausekommen seine Tochter nicht; sie ist verduftet und hat sich mit dem Unwiderstehlichen trauen lassen. Ohne eine vor dem Pfarramt abgegebene Einwilligung des Vaters, aber mit dergleichen Formalitäten mag man es in jenen unruhigen Zeiten, und wenn es sich um Emigrierte handelte, die selten regelrechte Papiere beschaffen konnten, nicht so genau genommen haben.

Von nun an ist der alte Herr bemüht, das, was er aus Vorurteil und Eigensinn verschüttet hat, wieder ins Gleiche zu bringen, aber das Glück ist ihm nicht hold; seine besten Absichten werden verkannt, und wenn man nicht wüßte, daß der liebe Gott Herrn Haachhaus den Tort nicht antun würde, eine Geschichte, die so vergnügt angefangen hat, tragisch enden zu lassen, so möchte man schier verzweifeln.

Aber, wie gesagt, es wendet sich alles zum besten. Nachdem der Marquis eine aufopfernde Reise gemacht hat, um, wie er hofft, Ludwig dem Sechzehnten in seiner Gefangenschaft beizustehn und ihn namentlich mit anständig gekochten und angerichteten Speisen zu versehen, und nachdem auch der unwiderstehliche Henri aus dem bekannten, für den Waffenruhm der Alliierten wenig ersprieß-

lichen Zug nach Frankreich mit einem verwundeten Arm, also mit einem Zeugnis für seine königstreuen Gefühle und Gesinnungen zurückgekehrt ist, gibt ein in *due time* erschienener Villeroischer Sprößling — ein Junge, der, wie der Großvater meint, drei Viertel von einem Marigny ist — den von beiden Seiten ersehnten und nur aus falsch verstandnem Stolz immer wieder abgewehrten Bindestrich ab, und man versöhnt sich, nachdem der totgeglaubte Marquis von seiner Fahrt nach Frankreich lebend und gesund gerade in dem Augenblicke zurückgekehrt ist, wo seine Tochter und sein Schwiegersohn mit gerührtem Herzen sein Testament geöffnet haben, aus dem hervorgeht, wie viel Zärtlichkeit für die Tochter und wie viel wirkliche Achtung für den Schwiegersohn im Herzen des alten Herrn lebte.

Und nun geschieht das Allersonderbarste, ein Schluß, der schon lange mit vielem Geschick vorbereitet worden ist: die jungen Leute kaufen mit dem Erlös der Familienjuwelen, die ihnen der Marquis vermacht hatte, und die er, obwohl noch lebend und darum nicht beerbungsfähig, nicht wieder an sich nehmen will, in schönster Lage am Fluß ein stattliches — Gast- und Logierhaus, das sie, unbekümmert um das, was die Welt dazu sagen kann und wird, selbst zu bewirtschaften entschlossen sind. Der Großvater des jungen Villeroi aber, unser guter alter, ein wenig närrischer, aber im Grunde kreuzbraver Marquis, nimmt nicht bloß an der *table d'hôte* des allerdings sehr patenten Etablissements eine ornamentale Stellung ein, sondern macht sich auch in der Küche verdient, als ob seine Ahnen, die Kreuzritter, nie mit etwas anderm als mit dem Kochlöffel und dem Reibeisen zu tun gehabt hätten.

Mehrere kleine Episoden, die sich darauf beziehen, daß der alte Herr unter der Hand am kurfürstlich trierischen Hofe den Mundkoch macht und damit nicht bloß Geld sondern auch Ruhm verdient, sind köstlich geschildert. Wie gesagt, der Marquis ist ein durch und durch närrischer Kauz, aber man gewinnt ihn doch lieb. Und so geht es einem nicht bloß mit den andern Figuren, sondern auch mit dem Erzähler selbst: man wird nicht müde, ihm zuzuhören, man fühlt keinen Zwang, keine Vergewaltigung, wie sie einem der moderne Romanschriftsteller so gern anzutun pflegt, und wenn man am Ende ist, fragt man sich verwundert, welches die Mittel sind, mit denen der Erzähler eine so schlechte und unromantische Geschichte zu einer entzückenden, immer neu anregenden Reihe von Bildern zu gestalten vermag.

Der Verleger hört es nicht gern, wenn von der gewählten äußern Erscheinung seiner Bände die Rede ist: die Schale, so sehr es ihm auch gelingt, sie geschmackvoll und gediegen zu gestalten, ist für ihn Nebensache und nur der Kern, das Buch selbst, die Hauptsache. Er würde mir, wenn ich von der gediegenen und geschmackvollen Ausstattung etwas sagte, meine aufrichtig gemeinte Bemerkung streichen. Es sei also nur bemerkt, daß der „Marquis“ in Flaschengrün mit einem dekorativ stilisierten Weinstock und bordeauxfarbigem Schnitt gebunden ist, während man auf dem elfenbeinfarbigem Einbände von „Vergangenheit“ die Papagojenstraße sieht und den Engel in Menschengestalt, der sich an der Haustür von dem noch völlig hoffnungslosen Kaspar Hinrich verabschiedet.

